

*Dieter Beese, Günter Böhm, Hartmut Paul,
Karl-Friedrich Wiggermann (Hrsg.)*

Das Apostolische Glaubensbekenntnis

- ausgelegt für Menschen unserer Zeit

Eine Christenlehre für Erwachsene
zur Überwindung religiöser Sprachlosigkeit

Vortragsreihe, gehalten 1999
in der Versöhnungskirche zu Münster

Was heißt: „Ich glaube an Jesus Christus?“

Intention, Inhalt und aktuelle Bedeutung des zweiten Glaubensartikels

I.

Wir Christen glauben an einen Menschen namens Jesus von Nazareth, den wir den Gottessohn und den Christus nennen. Ist das nicht ungewöhnlich für eine Weltreligion: Glaube an einen Menschen? Juden und Muslime werfen uns das immerhin vor: Wir Christen hätten keinen reinen Gottesbegriff mehr, sondern Gott sei bei uns gespalten. Glaube an einen Menschen, der darüber hinaus auch noch Gottes Sohn oder Gott selber sein soll, sei letzten Endes blasphemisch.

Was heißt es also, wenn der zweite Artikel unseres Apostolischen Glaubensbekenntnisses beginnt: „Und (ich glaube) an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus“ (warum eigentlich nicht „durch Pontius Pilatus“)? Dann folgen ja Leiden und Kreuzestod Jesu, seine Auferweckung aus dem Grab und seine Himmelfahrt, seine Erhöhung zur Rechten Gottes; „von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.“ Haben wir hier den Menschen Jesus vor uns, oder doch eine göttliche Gestalt, für die das Menschsein vielleicht nur eine äußere Hülle war, quasi eine Verkleidung? Auch so haben ja christliche Gruppen in den ersten Jahrhunderten - und nicht nur damals - gedacht.

Eigentlich ein sehr schwieriger Text, der zweite Artikel des Credo. Und doch bekennen wir ihn Sonntag für Sonntag in unseren Gottesdiensten. Wir zitieren ihn, sprechen ihn nach; ob mit gutem oder schlechtem Gewissen, will ich offen lassen. Vielleicht meist gedankenlos, so wie wir gelegentlich auch alte Lieder eher gedankenlos singen, solche aus der Aufklärungszeit oder dem Pietismus, - fragt sich nur, wann Spätere unsere modernen Lieder auch nicht mehr mö-

gen, vielleicht sogar darüber lächeln. Die Kirche ist eben ein Traditionsinstitut, und Tradition muß man nicht immer verstehen.

Dafür ist aber der Christusglaube eigentlich zu schade! Ich arbeite seit vielen Jahren dafür, daß Glauben etwas mit Verstehen zu tun hat, daß man nur glauben kann, was man auch versteht. Ich habe dieses Begriffspaar von Rudolf Bultmann übernommen, dem immer noch diskutierten Klassiker unter den neueren Bibelauslegern, und dieser hat die Rede vom Verstehen und Nachdenken im christlichen Glauben ja nicht erst erfunden. Denken wir weiter zurück an Martin Luther oder an Augustinus oder vielleicht an den Eunuchen der Kandake in Apg. 8, der von Philippus gefragt wird: „Verstehst du auch, was du da (in der Schrift) liest?“ - und antwortet: „Wie kann ich denn, wenn mir's keiner erklärt.“ Sie wissen, wie diese Erklärung endete: mit der Bitte, dann auch getauft zu werden.

Fragen wir doch Luther, was das heißt: „Ich glaube an Jesus Christus“! Für Luther heißt das, daß ich mich fest darauf verlasse, daß Jesus Christus, ganz Mensch und Gottes Sohn, mein Herr sei, der mich verlorenen Menschen erlöst hat, damit ich ihm gehöre und in seiner Herrschaft lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit ... Das klingt anders als im Apostolikum selbst. Werden dort gleichsam die Etappen des Christusweges genannt, vom himmlischen Vater auf die Erde und wieder zurück in den Himmel, in lapidarer Objektivität und ohne jedes klare Zeichen von Betroffenheit der Bekennenden, so hat Luther in seinem Kleinen Katechismus ein anderes Ziel verfolgt. Er will sagen, was diese steile und scheinbar objektive Christologie (Christuslehre) für mich selbst bedeutet, nicht nur im Denken, sondern gerade auch im Leben; etwas Befreiendes, Erlösung aus einem hinfälligen Dasein zu einem neuen Dasein für Christus, voller Dienst, aber auch voller Seligkeit.

Nun meine ich nicht, daß uns das sofort plausibel wäre - wem ist schon plausibel, daß er eigentlich ein verlorener Mensch ist? -, und ich meine auch nicht, daß wir in unseren Gottesdiensten eigentlich Luthers Auslegung statt des alten Apostolikums bekennen sollten. Aber warum hat man es nicht gleich so gesagt wie Luther? Dann wäre

... doch von Anfang an klar gewesen, was das heißt: „Ich glaube ...“; daß es da um mich geht, um mein Leben; daß ich da auch etwas gewinnen kann, einen Herrn zwar, aber eben einen, der mich nicht beherrscht, sondern befreit, der mir sozusagen neue Ideen für mein eigenes Leben vermittelt. So redet doch auch das Neue Testament, so hat doch auch Jesus selbst geredet. Warum ist unser Glaubensbekenntnis so steif?

Sie werden wissen, daß das Apostolikum nicht im Neuen Testament zu finden ist. Es ist auch nicht von Aposteln wie Petrus oder Paulus verfaßt. Das Apostolische Glaubensbekenntnis ist vielmehr erst im frühen Mittelalter (ca. 7. Jahrhundert) auf der Basis einer älteren Vorlage (Romanum; 4. Jahrhundert) ausformuliert worden, um als Lehre im Taufunterricht und als Bekenntnis der Getauften gültig zusammenzufassen, was die Kirche als den wahren, Apostolischen Glauben verstand. Von Anfang an hat man aber schon im Urchristentum und in der frühen Kirche kurze Glaubenssätze formuliert, die deutlich machen sollten, daß Glaube nicht nur ein Gefühl, etwa der Abhängigkeit oder der Seligkeit, ist, sondern auch Inhalte hat. Es geht um bestimmte Deutungen der geschichtlichen Gestalt Jesu wie: „Gott sandte seinen Sohn“; „er hat ihn am dritten Tage auferweckt von den Toten ...“ Paulus ist überzeugt: Wer den auferweckten Christus von Herzen glaubt, sich darauf einläßt, daß von Gott her mit Jesus Unfaßbares geschehen ist, der oder die kann ihn dann auch als Herrn oder Christus mit dem Mund bekennen (Röm 10,9). Das bessere Verstehen Jesu hat Folgen für die eigene Lebensgestaltung. „Ich glaube, daß Gott ihn von den Toten erweckt hat“ heißt dann: Ich verlasse mich darauf und will auch gar nichts anderes wissen, als daß es einen Gott gibt, der in die Geschichte Jesu eingegriffen hat und entsprechend auch in meine Geschichte und die Geschichte anderer eingreifen kann, und ich weiß zugleich, daß dieser Gott nicht ein unbekanntes Wesen ist, sondern der Gott Israels und der heiligen Schriften; ich kann von den Erfahrungen anderer mit diesem Gott hören und lesen, seien es leidvolle oder eben freudvolle, rettende Erfahrungen.

Bald hat man solche Bekenntnisformeln zusammengestellt, wohl auch als „Erkennungszeichen“ untereinander, als „Symbole“ des rechten

Glaubens, weil sie eben nicht nur Formeln sind, sondern konzentrierte Bekenntnisse dessen, was das Leben der Glaubenden ausmacht. Man brauchte solche Bekenntnisse dann auch, um Gruppen abzuwehren, die z.B. Jesus nur für einen Scheinmenschen hielten (Doketismus) oder die weder mit Gott, dem Schöpfer, noch mit der Hoffnung auf die Totenerweckung etwas anzufangen wußten (Gnosis). In der Kirche hat es auf diese Weise mehrere ausformulierte Bekenntnisse gegeben, z.B. neben Romanum und Apostolikum das Nicänum, das auch im EG (Nr. 854) steht; aber durch Karl den Großen und Otto I. wurde eben das Apostolikum immer mehr zum Hauptbekenntnis der westlichen Kirche; das Nicänum kommt bei uns nur noch an hohen Feiertagen, z.B. am Trinitatisfest, vor.

Eine besondere Voraussetzung des Apostolikums hilft uns vielleicht auch, seinen Inhalt besser zu verstehen: In Mt 28,19 begegnet erstmals die dreigliedrige Taufformel („auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“). Entsprechend kannte man bei der Taufe bald ein dreimaliges Untertauchen des Täuflings, wobei jeweils die Frage nach seinem Glauben gestellt wurde. Sein theologisches Pendant hatte dieser Ritus in der im 3. und 4. Jahrhundert ausgebildeten Trinitätslehre: Gott, der Vater und Schöpfer, Gott in Jesus als dem Sohn und schließlich Gott als Heiliger Geist.

Die drei Artikel unseres Glaubensbekenntnisses spiegeln den trinitarischen Glauben wider. Gegen bestimmte christologische Irrtümer wird zugleich festgehalten, daß Jesus wirklicher Mensch war, gelitten hat, gekreuzigt und begraben wurde, und das alles in einer bestimmten geschichtlichen Situation - unter Pontius Pilatus -, daß er zugleich aber Gottes eingeborener, d.h. einziger und einmaliger Sohn gewesen sei, gezeugt und geboren nicht wie alle anderen Menschen, sondern Kind der Jungfrau Maria, der dann auch als einziger am dritten Tag auferstanden ist von den Toten und zur Rechten Gottes erhöht wurde als Herr und künftiger Richter. Das schien zu genügen. Wer die rechte Lehre hatte, hatte auch den rechten Glauben und damit wohl das rechte Leben.

Es ist verständlich, daß wir damit heute nicht mehr ohne weiteres zufrieden sind, obwohl ich der Meinung bin, daß wir dieses Credo nicht einfach abschaffen und durch ein besseres ersetzen sollten. Wir sollten es vielmehr beibehalten und weiterhin im Gottesdienst sprechen, es sollte auch im kirchlichen Unterricht gelernt werden, weil es ja immerhin ein Dokument dafür ist, daß heutiges Christentum nicht erst heute erfunden wurde, sondern auf ganz bestimmte Anfänge zurückgeht und sich einer langen Wirkungsgeschichte Jesu von Nazareth selbst verdankt. Eine heutige Kirche und heutiges Christentum ohne dieses Credo wäre geschichtslos, damit wohl auch gesichtslos.

Dennoch hat es zahllose Versuche einer Neuformulierung des Glaubens gegeben, die neben dem Credo durchaus ihr Recht haben: „Ich glaube an Jesus Christus, der, ein Einzelner, der nichts machen kann, genau wie wir, dennoch an der Veränderung aller Zustände arbeitete und darüber zugrunde ging ...“. „Ich glaube an Jesus Christus, der aufersteht in unser Leben, daß wir frei werden von Vorurteilen und Anmaßung ...“ (Politisches Nachtgebet, 1969). Oder: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben ...“ (Barmer Theologische Erklärung, These I). Oder: „Wir glauben an Jesus Christus, den Gesandten der Liebe Gottes, von Maria geboren. Ein Mensch, der Kinder segnete, Frauen und Männer bewegte, Leben heilte und Grenzen überwand. Er wurde gekreuzigt. In seinem Tod hat Gott die Macht des Bösen gebrochen und uns zur Liebe befreit. Mitten unter uns ist er gegenwärtig und ruft uns auf seinen Weg“ (EG, Nr. 816). Oder es geht um den „Bruder Jesus“, nicht den „Herrn Jesus“. Der Bruder wäre uns vielleicht sympathischer als der Herr; aber an einen Bruder glauben, geht das? Oder: „Vergleiche ihn ruhig mit anderen Größen, Sokrates, Rosa Luxemburg, Gandhi, er hält das aus, besser ist allerdings, du vergleichst ihn mit dir“ (Dorothee Sölle). Wäre das eine angemessene Form modernen Christusglaubens? Aber wie kann ich mich auf einen verlassen, den ich fast nicht kenne oder vor dem ich ganz klein werde?

II.

Vielleicht sollten wir noch einmal vorne anfangen und fragen, wie der Christusglaube eigentlich begann. Was haben die gemeint, die zum erstenmal sagten: *pisteuomen* - wir glauben an ihn?

Zunächst: Es waren Juden, die es eigentlich gar nicht gewohnt waren, ihren Glauben so ins Zentrum zu stellen. Sich auf Gott, den Vater und Schöpfer aller Dinge, zu verlassen, seinen Willen zu tun und ihn so täglich im Leben bei sich zu haben, ihn hier zu loben und auf die Aufrichtung seiner Königsherrschaft in dieser Welt und gegen die Herrschaften dieser Welt zu hoffen - , darum ging es. Das heißt, wir begegnen dem ursprünglichen Jesus-Christus-Glauben innerhalb eines festgefügt religiösen Systems. Nicht an sich ist Jesus wichtig, als gottgleicher oder gar göttlicher Mensch, sondern als ein Mensch, an dem andere den Gott Israels und der Heiligen Schriften, den sie ja längst schon kannten, in einer neuen und unglaublich intensiven Weise erfahren lernten.

Der Christusglaube entstand unter Juden in einer hocheschatologischen Zeit, einer Zeit der Umbrüche, der Verzweiflung an der Ordnung dieser Welt. Er gehört ursprünglich hinein in religiöse Randgruppen Israels, Erneuerungs- und Umkehrbewegungen. Kein Wunder, daß Jesus zunächst aus der Taufbewegung des Johannes kam, der ja drohendes Gericht und sofortige Umkehr zugleich predigte, den Umgekehrten und neu Gewordenen Vergebung zusprach, den anderen mit Sturm- und Feuergericht drohte. Es ging bei dem Täufer wie bei Jesus nicht darum, die Gottesfrage neu zu stellen, Menschen religiös zu interessieren, sondern darum, daß Menschen in Israel ihren Gott so erlebten, wie er wirklich war, und sich dabei selbst so erfuhren, wie sie vor diesem wirklich lebten. Nicht ein neuer Gott - wie sollte das möglich sein! Auch nicht ein anderer Gott als der der jüdischen heiligen Schriften / des Alten Testaments, etwa der Gott der Liebe gegenüber dem der Vergeltung und der Rache. Eher ging es um ein Wiedererkennen, eine Umkehr zu dem, was eigentlich schon längst klar war, wovon Mose bzw. die Tora und die Propheten, aber auch besonders

die Psalmen längst schon gesprochen hatten. Es hatte sich wohl nur die Stimmung der Dringlichkeit gegenüber früheren Gottesboten geändert. Man glaubte, nicht mehr viel Zeit zu haben, bis das Ende käme, das Gericht und die Königsherrschaft Gottes. Wer gegen den Augenschein daran festhalten wollte, daß der Gott der Väter, des Mose und der Propheten wirklich Herr dieser gottverlassenen und gottwidrigen Welt war, wer sein Leben so in Widerspruch und Dissonanz zu dem führte, was an der Tagesordnung war, der oder die riskierten alles und hofften damit alles.

Jesus ist wohl von vielen damals als ideale Verkörperung dieses jüdischen Gottesglaubens verstanden worden, den er nicht nur propagierte, sondern lebte. Hier begegnet dann auch gewichtig das Stichwort Glaube: Kleingläubig zu sein, von Gott nichts zu erwarten, läßt Menschen verzweifeln. Glauben aber zu haben, und wäre er selbst so winzig wie ein Senfkorn, läßt Menschen alles erwarten und hoffen, Wunder, Neues, Heilung, Befreiung von finsternen Mächten ...

Jesus warb in Israel für diesen Gottesglauben und versuchte, resignierten oder unbeweglichen Frommen zu vermitteln, daß sie ihren Gott nicht nur erhoffen, sondern auch jetzt schon erleben konnten. Die Gottesherrschaft würde sicher kommen, so wahr Gott jetzt schon Herr und König in seiner Schöpfung ist, aber man könne sie auch jetzt schon erleben, wenn man sich von ihr anrühren lasse: Dort wo Menschen in ihrer Zerissenheit heilende Kraft erfahren, frei werden von Mächten, die sie beherrschten, Sündenvergebung erlebten als das beglückende Geschenk eines Neuanfangs, wo sie die tiefe Zufriedenheit derer erfuhren, die wissen, was Gott will, worauf es ankommt, was richtig und falsch ist. Menschen lernten auf diese Weise die alte Dokumentation des göttlichen Willens in der Tora und in den Propheten, aber auch in der Lehre der Schriftgelehrten und Weisen erst recht verstehen.

Aber Jesus blieb dabei nicht religiöser Individualist. Er lud jüdische Menschen, Fromme und weniger Fromme, ein, das Leben in der Gottesherrschaft auch praktisch zu führen, in gemeinsam erlebter Anspruchslosigkeit bis hin zur Bettelei, im missionarischen Unterwegs-

sein bis hin zur Nichtseßhaftigkeit; als Ruhepunkte das gemeinsame Mahl, dieses Urbild einer Lebensgemeinschaft, an der alle Anteil haben konnten, Sünder wie Gerechte, Zöllner wie Pharisäer, und das in erster Linie die symbolische Prolepse der endzeitlichen Gottesherrschaft selbst sein sollte, des Zustandes also, wo Gott am Ende alle an sich Anteil haben läßt und wo auch für alle genug da ist, weil keiner mehr das des anderen zu beanspruchen braucht.

Dieser Jesus lebte sicherlich nicht im Dauerprotest gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten, vor allem nicht gegen die „Juden“, wenn er gelegentlich auch verzweifelt war über die Verbohrtheit und die Herzenshärte seiner Landsleute, ähnlich wie lange vor ihm ein Amos, Hosea, Jesaja usw. Dieser Jesus war natürlich auch nicht konsequent gegen das Gesetz, wohl aber gegen die, die sich mit einer mehr formellen Anerkennung von Tora und Halacha zufrieden gaben. Gegen einen äußerlichen Toragehorsam wird er einen verinnerlichten gestellt haben. Vor allem wird er die getadelt haben, die sich aufgrund ihres intensiveren Torastudiums anderen überlegen fühlten, die keine Gelehrten waren. Wo blieb da Israel, das von Gott geliebte Volk, wo in diesem Volk Gräben aufgerissen wurden, fromme Gruppen andere Gruppen verurteilten! Sicher, auch Jesus hat den Weheruf über Chorazin und Bethsaida ausgerufen, aber vielleicht ist das zu verstehen aus der Perspektive der kleinen und in Israel nur wenig anerkannten Jesusgruppe, die sich doch dem Gott Israels so nahe wußte. Es ist die Klage der Gedeemühten, die bis zum letzten Moment auf die Umkehr auch ihrer Gegner hoffen.

Wir könnten sagen: Jesus hat in einer solchen Weise den Gott Israels erlebt, daß er Israel seinen Gott ebenfalls in unüberhörbarer und unübersehbarer Weise erleben lassen konnte, daß er darüber für viele in Israel zur Krise werden konnte, zum Stolperstein, von dem schon Jesaja gesprochen hatte. Dabei mag er manche Pharisäer auf seiner Seite gehabt haben, wenige aber von den Priestern und Sadduzäern, kaum Essener, kaum Qumranleute, viele aber aus dem einfachen Land- und Fischervolk, viele Ungelehrte, die ihrem Gott näher waren als die Gelehrten.

Der Ausgang ist bekannt. Nicht „die Juden“ haben Jesus getötet, wohl aber haben die sadduzäischen und priesterlichen Kreise des Hohen Rates, des Synedriums, ihn bei seinen letzten provozierenden Auftritten im Tempel und in Jerusalem überhaupt nicht mehr ertragen können und den Römern als zelotischen Terroristen in die Hände gespielt, wobei Pilatus natürlich in keiner Weise die Unschuldsgestalt war, als welche ihn die späteren Evangelisten, besonders Matthäus und Johannes hinstellen. Die Vorwürfe waren wohl: Unruhestiftung, religiöse Verwirrung, Verstöße gegen den Tempel, den sogar die Römer einigermaßen respektierten.

Jesus muß in seinen letzten Tagen diesen Tod vorausgesehen haben und ihn als den schwer faßbaren Willen Gottes hingegenommen haben (Gethsemane). Ihm hat auch nach allem, was wir vermuten können, am Weiterbestand seiner Gemeinschaft von Jüngern und Jüngerinnen gelegen, vor allem an dem Gemeinschaftsmahl, jener Vorwegnehmung der Gottesherrschaft, die auch in der frommen jüdischen Hoffnung schon als Mahl Gottes für die Seinen erwartet worden war. Sein letztes Mahl mit den Seinen feiert Jesus jedenfalls nicht als Passahmahl, sondern in der Passahsituation als ein Heilsmahl, durch welches die Seinen durch seinen Tod hindurch weiterhin an ihm und damit an Gott Anteil haben sollten. Die wenigsten haben dies damals verstanden. Seine wichtigsten Jünger haben ihn kurz darauf sogar verleugnet. Gerade die aber, die in dem Verbrechertod Jesu auf Golgotha die Ohnmacht ihres Gottes selber zu erleben meinten, erfuhren dann in persönlichen oder auch gemeinsamen Erlebnissen gerade das Gegenteil davon, daß nämlich Gott den Gekreuzigten nicht verlassen habe, auch in dieser Extremsituation bei ihm geblieben sei, zu ihm „Ja“ gesagt habe und sich damit auf unübersehbare Weise mit dem Schicksal eines von anderen Menschen Verworfenen identifiziert habe. Sie nannten das: Er erschien uns, sprachen von einer Offenbarung; Gott habe den Niedergeworfenen aufgerichtet, den Getöteten auferweckt.

Mit dieser Grunderfahrung beginnt inmitten des Judentums etwas Neues, beginnt der Christusglaube, nicht einfach das Christentum. Menschen wollen von ihrem Gott, so wie ihn Jesus vermittelt hatte,

nicht mehr lassen. Sie verinnerlichen diesen Jesus und begreifen ihn dabei als die eigentliche Triebfeder all ihres Tuns und Denkens; und sie suchen gleichzeitig nach Kategorien, um sich und anderen zu verdeutlichen, in welcher Weise in diesem Jesus von Nazareth Gott selbst im Spiel war. Daher nannten sie ihn bald den Gesalbten, den Geistträger, den Gottessohn, wie ja auch Israel einzig geliebtes Kind Gottes war, - den Menschensohn, der schließlich auch das Gericht halten würde, - vor allem den Herrn, der nicht von sich aus Herrschaft gesucht hatte, sondern über alles andere das Dienen, das Eintreten vor Gott für die anderen gestellt hatte, - kurz den, in dem sich die alten Hoffnungen erfüllten, aber nun neu und in unerwarteter Weise, anstößig und unerträglich für viele, rettend und Heil schaffend jedoch für die, die sich auf ihn einließen.

Das ist der älteste Christusglaube: Sich auf Gott so und nur so einlassen wollen, wie Jesus ihn vermittelt und letztlich irdisch repräsentiert hat; das Kreuz also als Ort des Offenbarwerdens dieses Gottes, der sich um seiner Gerechtigkeit und seiner Liebe willen in den Tod seines Gesandten hatte hineinziehen lassen, damit Menschen von daher auch an sich selbst die Wende vom Alten (Sünde, Tod) zum Neuen (Auferweckung, Leben, Erlösung) erleben konnten; Jesus also keineswegs als Ersatz für Gott, auch wenn jüdische Fromme das den frühen Christen dann vorgeworfen haben, sondern so, daß sie nur noch von Jesus her fassen konnten, wer dieser Gott wirklich war und wie er wirklich für sie da war. Der älteste Christusglaube ist ein Gottesglaube, und die altkirchlichen Christologien haben nichts anderes versucht, als eben dies in Worte zu fassen, wenn sie sagten, Gott sei nicht nur als der Schöpfer, sondern auch als der Erlöser in Christus zutage getreten und sei schließlich durch den Christusgeist neu erfahrbar geworden. Oder: Jesus sei wahrer Mensch und wahrer Gott, was ja heißt: Der, in dem Gott wirklich Ereignis wurde.

Solche Christuslehre / Christologie ist nicht in Studierstuben entstanden, ist nicht akademisch. In den gottesdienstlichen Versammlungen hat man vielmehr, oft ekstatisch, das „Kyrios Iesus“ ausgerufen: Herr ist Jesus - und kein anderer. In der Auseinandersetzung mit Jesusgegnern hat man wohl das „Iesus Christos“ formuliert: Jesus ist

der Christus - und kein anderer. Schon vor Paulus ist dieses Christusbekenntnis „fertig“. Paulus ist nicht etwa der Erfinder des Christentums, wie oft gerade jüdische Gelehrte meinen, die den Bruder Jesus „heimholen“ ins jüdische Volk, Paulus aber für den Bruch zwischen frühem Christentum und Judentum verantwortlich machen möchten. Paulus ist allerdings insofern für die Expansion des frühen Christentums verantwortlich, als er vehement in eine Arbeit antrat, die andere vor ihm schon begonnen hatten, dabei auch Petrus, nämlich die Gewinnung der „Völker“ für den Christusglauben. Für ihn hat sich Gott so umfassend in Jesu Verkündigung, Handeln und Geschick offenbart gemacht, daß dies jüdische Fromme in der gleichen Weise angeht wie nichtjüdische „Gottlose“. Er wollte darin kein Gegner des Judentums sein, schon gar nicht dessen Zerstörer. Vielmehr verstand er sich mit seinem Christusglauben als einen wahrhaften Vertreter jüdischen Gottesglaubens und hat zeit seines Lebens großen Schmerz darüber empfunden, daß ihm die meisten seiner jüdischen Zeitgenossen in dieser Interpretation ihres eigenen Glaubens nicht folgen konnten.

So kommt es zum Christusglauben der Völker, die auf diese Weise am Gott Israels, des Mose und der Propheten Anteil bekommen, anders als die Juden selbst und doch nicht nur als zweitrangige Kinder dieses Gottes. Im Gegenteil: Wie schon Jesus bei manchen Heiden und Heidinnen Glauben gefunden hatte wie sonst nicht in Israel, so in noch höherem Maße Paulus. „Ist Gott“, der Vater und Schöpfer der Welt, „nur Gott von Juden? Nicht auch der Völker? Wahrlich, auch der Völker!“ (Röm 3,29). Damit und nur damit kommen auch wir ins Spiel, das Christentum, die vielen Glaubenden aus den Völkern; das sollten wir dann aber auch in aller Bescheidenheit und ohne Überheblichkeit gegenüber den Juden feststellen.

III.

Was können nun wir damit anfangen? Ich denke: Sehr viel, und deswegen habe ich bisher so fundamental geredet.

Zunächst erkennen wir: Unser Christentum ist eigentlich eine besondere Form des damaligen Judentums, ein Judentum für die Völker,

das jedoch die meisten Juden damals - und heute noch - nicht akzeptieren konnten und können. Oder mit anderen Worten: Unser christliches Altes Testament war die Bibel, die Heiligen Schriften Jesu, des Paulus, des Petrus usw. Das Neue Testament widerspricht nicht dem Alten Testament, es ist vielmehr als Antwort auf das Alte zu verstehen, als dessen Erfüllung und Weiterführung. Es ist der Gott Israels, der im Neuen Testament einen neuen Weg beschreitet, den er aber lang vorher schon durch seine Zeugen, besonders die Propheten angekündigt hat. Das Alte Testament ist nicht Leistung und Lohn, Vergeltung und Strafe, sondern es zeugt davon, daß sich auch Israel nichts anderem als der Barmherzigkeit Gottes verdankt. Wie könnte ein Paulus sonst unentwegt die Schrift zitieren, wie könnten wir sonst die Psalmen in unseren Gottesdiensten beten? Neu ist nicht der neue Bund selbst, von dem sprach schon Jeremia, sondern neu ist das Bewußtsein, die Gabe eines neuen Bundes im Herzen und im Geist erleben zu dürfen. Angesichts dessen ist die Fremdheit, die auch heute trotz vielfacher Bemühungen zwischen Juden und Christen noch besteht, ein begreifbarer, aber nur schwer zu ertragender Zustand, wobei den Juden ihre Zurückhaltung nach ihren grausamen Erfahrungen nicht zu verdenken ist.

Weiter erkennen wir: Die paulinische Lehre vom Sündersein aller Menschen und ihrem vollkommenen Angewiesensein auf die Gnade Gottes, die letztlich gut alttestamentlich ist, ist nicht eine alte Floskel, ein letzter pharisäischer Rest bei Paulus und dann auch noch bei Luther, sondern eine essentielle Einsicht von jüdischen und nichtjüdischen Frommen in ihre eigene Situation gegenüber einem unendlich überlegenen persönlichen Gott, der sich auf Menschen einläßt, ohne dies eigentlich nötig zu haben. Wäre dies anders, zählte z.B. der Zusammenhang von Menschen mit Abraham und Mose durch den Ritus der Beschneidung mehr als ihr Angewiesensein auf diesen Gott, wären jüdische Menschen *per se* Gott recht, nichtjüdische aber grundsätzlich diesem Gott fremd und gleichgültig, dann hätten wir Nichtjuden mit dem Gott Israels nichts zu tun. Wir könnten uns allenfalls in die jüdische Gottesbeziehung einladen lassen. Ohne Rechtfertigungslehre also keine Völkerkirche! Die religiösen Schätze des Alten Testaments blieben uns verborgen. Wir wären wie die vielen, „die keine

Hoffnung haben“ (I Thess 4,13). Die Rechtfertigungslehre ist nichts anderes als ein Bekenntnis zu der Liebe dieses Gottes, der uns gottfernen Menschen ein Leben anbietet und in Aussicht stellt, das wir eigentlich nicht verdient haben. Insofern schließt sie auch ein überaus kritisches Urteil von Menschen über sich selbst ein, die wissen, was wir Menschen insgesamt unseren Möglichkeiten und unserer Verantwortung schuldig bleiben.

Daraus ergibt sich nebenbei: Das Neue Testament ist doch etwas anderes als der Talmud. Beide werden ja gelegentlich als unterschiedliche Weiterführung des Alten Testaments beurteilt. Beide unterscheiden sich aber wie Enge und Weite. Mischna und Talmud schreiben die innerjüdische Perspektive von Tora und Propheten fest, gegen die das Neue Testament aufgrund der gleichen heiligen Schriften opponiert. Es geht nicht einfach um den Gegensatz von Gesetz und Evangelium, den manche auf die beiden Testamente verteilen möchten oder auf Judentum und Christentum; es geht vielmehr darum, daß sich das Urchristentum und damit das Neue Testament auch einen nichtjüdischen Umgang mit dem Gott Israels vorstellen können und ihn energisch proklamieren, daß die rabbinisch / jüdische Tradition dies aber vom Ansatz her allenfalls als Ausnahmefall für möglich hält.

Brauchen aber moderne nichtjüdische Menschen Jesus oder den Christusglauben? Beides dürfen wir hier getrost in eins setzen, denn auch schon damals hat die Christologie nichts anderes sagen wollen, als was Jesus Menschen bedeutet. Ich würde sagen: Auch heutige Menschen brauchen Jesus, insofern sie den Gott Israels und der Heiligen Schriften brauchen, sich angewiesen fühlen auf den Schöpfer und Erhalter, den Inbegriff von Leben und Lebenssinn, der als unsichtbares Gegenüber zur Welt und zu allen Menschen sein eigenes Wesen hat und dennoch nicht in Unnahbarkeit uns Menschen entzogen ist, sondern uns eine persönliche Beziehung zu ihm erlaubt, so wie zu anderen Menschen - die einzige Form der Beziehung, die unser Leben in jeder Hinsicht beansprucht, aber auch zur Erfüllung bringt. Interessiert uns dieser Gott nicht oder allenfalls mal als religiös-emotionales Denkspiel, dann könnte uns natürlich auch Jesus gleichgültig bleiben.

Interessanterweise ist es jedoch oft anders. Menschen interessieren sich für Jesus direkt, sozusagen ohne den Umweg über den Gott Israels und der Heiligen Schriften. Auf dieser Ebene etwa lag die Formulierung von Dorothee Sölle, die ich vorhin vortrug: „Besser ist ... du vergleichst ihn mit dir“. Ist so etwas theologisch möglich, ein unreligiöser Zugang zu Jesus, oder mit anderen Worten: eine „atheistische“ Christologie? Manche meinen das, und ich sehe das eigentlich auch so. Ich denke, daß sich sogar aus der klassischen Christologie eine solche Sicht ergibt: Wenn Jesus für Gott und für die Menschen in der gleichen Weise eintrat, sein Leben also wahres Menschsein vor diesem Gott verwirklichte, dann erschließt sich hier über das Leben einer irdischen, geschichtlichen Gestalt etwas vom Wesen Gottes selber, ohne daß ich zuvor schon von diesem Gott wissen oder hören muß. Das meint auch das johanneische Diktum, Jesus sei das Fleisch gewordene Wort Gottes selbst, des Gottes, der sich immer schon zu den Menschen hin öffnete und sich nun in einem Menschen anderen Menschen erschließt. Um nicht mißverstanden zu werden: Jesus führt auch uns Nichtjuden letztlich zu diesem Gott hin, aber er führt uns eben hin zu ihm; wir müssen nicht von vornherein schon von ihm herkommen.

Was heißt dann aber: „Von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten“? Doch noch ein religiös-mythisches Spektakel am Ende, eine unverhüllte Drohung für alle die, die sich gerade mal vorsichtig auf diesen Jesus einlassen könnten: „Wehe, wenn nicht!“? So kann man es verstehen, und so haben es viele in der Kirche, ja schon im Urchristentum verstanden: dann seid ihr draußen, und wir sind gerettet! Bei Matthäus klingt vieles so; bei Paulus und in der Paulusschule allerdings weniger: hier ist Christus ein sonderbarer Richter; er kommt eher als Retter und Freund der Glaubenden, und Paulus kann es sich gar nicht vorstellen, daß die, die von Christus gehört haben, an ihm noch scheitern können. Wir müssen das heute wohl ähnlich sehen. Der Sinn der biblischen Gerichtsvorstellung liegt jedenfalls nicht in der diebischen Freude der hier zu kurz Gekommenen: „wartet nur, dann seid ihr dran!“. Er liegt vielmehr in dem Gedanken, daß es wahres und erfülltes Leben vor Gott gibt und schon gegeben hat und daß damit ein Maßstab für menschliches Leben zugänglich ist: Jesus. Die sich auf diesen Jesus einlassen, ihn verinnerli-

chen oder an ihn glauben, um immer mehr zu verstehen, was er ihnen bedeutet, die setzen sich dem Kriterium für wahres Leben aus, das er selbst darstellt. Die sind durch jenes Gericht hindurch. Je mehr sie unsere Welt und ihr Leben in ihr als die Zumutung der Ferne und Unsichtbarkeit Gottes erleben, je stärker sie die Hinfälligkeit unseres Lebens bis hin zum Tod als den Grundwiderspruch zwischen einer guten Schöpfung Gottes und der uns aufgenötigten Realität sehen, desto mehr werden sie hoffen, daß die Macht des Faktischen und der Vergänglichkeit nie das letzte Wort über menschliches Leben haben werden, daß Leben vor Gott nie einfach umsonst, vorbei oder gescheitert sein kann. Daß also ein Ende aller irdischen Geschichte kommen würde, wo Gott wirklich umfassend als der Schöpfer und Herr der Geschichte offenbar werden würde, wo dann auch Recht und Unrecht, unschuldig erlittenes Leid und unmenschlich ausgeübte Macht an den Tag gebracht würden; und der Richter würde dann für die Glaubenden keine anderen als die Züge Jesu tragen, den sie ja bereits kennen und im Christusgeist bei sich wissen. Das meint der Schluß des zweiten Artikels des Apostolikums, und ich wüßte gar nicht, wie man sich ohne diesen Horizont auf Jesus und seinen Gott einlassen könnte.

Bleibt eine letzte Frage: Und die anderen Religionen? Scheitern sie an Jesus Christus, wenn in ihm allein der wahre Gott sich offenbar gemacht hat? Ich denke, daß wir dies nur als Frage formulieren können und nicht einfach vom Absolutheitsanspruch des Christentums reden dürfen, denn im Bereich des Glaubens und der Religion sind wir beansprucht, haben nicht religiöse Vollständigkeitsansprüche an andere zu stellen. Denkbar ist es jedenfalls, daß Gott sich nicht nur in Jesus, sondern auch an anderer Stelle oder gegenüber anderen Menschen offenbart hat, denken wir doch nur an Abraham oder Mose. Wenn wir andere Religionen neben dem Christentum ernst nehmen, ist dies sogar denknotwendig. Der Versuch eines Vergleichs oder gar einer Bewertung trägt jedoch an die Religionen eine fremde, abstrakte Perspektive heran. Wer annimmt, daß Gott sich auf verschiedene Weise offenbaren kann, muß wohl auch denkerisch nachvollziehen, daß Gott sich bestimmten Menschen oder Menschengruppen in je spezifischer Weise erschließen will, ohne daß diese Menschen dann zwischen den

verschiedenen Religionen beliebig wählen könnten. Der jüdischen und der christlichen Religion ist es zu eigen, daß sich hier das Absolute durch das Konkrete vermittelt, der unsichtbare und unnahbare Gott in geschichtlichen Gestalten und Erfahrungen, obwohl er zugleich als der Schöpfer und Erhalter aller Dinge bekannt wird. Die christliche Religion sieht dieses Erschließungsgeschehen vor allem anderen in der Botschaft, dem Wirken und dem Geschick Jesu von Nazareth als des Christus gegeben. Ich kann mir dann als ein von dieser Religionsgestalt geprägter Mensch auch keine andere Religion vorstellen, die mich voll erfüllte und voll beanspruchte.

Auch das heißt „Ich glaube an Jesus Christus“; eben ich, und nicht ich für andere oder gegen andere. Ich kann dazu beitragen, daß andere diesen Glauben verstehen. Glauben kann ich ihn aber nur selbst, und ich werde dies um so lieber tun, je mehr ich diesen Glauben auch selbst verstehen lerne.